

Ein ganz Großer unserer Zunft! Ein Nachruf auf Wolfhart Pannenberg

Georg Essen, Bochum

Erst relativ spät, nach dem Ende meines Studiums Ende der 80er Jahre eröffnete sich mir die Chance, das Werk von Wolfhart Pannenberg intensiv zu studieren. Dass seine Theologie in meiner Studienzeit in Münster kaum bis gar nicht vorkam, lässt sich vor allem mit den damaligen theologiepolitischen Konstellationen an der dortigen Katholisch-Theologischen Fakultät erklären. Namentlich in der Systematischen Theologie galt gewissermaßen das Prinzip der enggestellten Regel. Einerseits wurde, wenn auch in durchaus profilierter Weise, die Fundamentaltheologie, vertreten durch Johann Baptist Metz, gänzlich aus der Perspektive der Politischen Theologie präsentiert. Und auf der anderen Seite spurte die Dogmatik, vertreten durch Herbert Vorgrimler, im Fahrwasser der Theologie von Karl Rahner. Zu den Schattenseiten dieser zweifelsohne spannenden Diskurslage gehörte, dass das Spektrum von theologischen Ansätzen, die zur Sprache kamen, recht eng war. So hatte ich erst im Zuge meiner Arbeiten für meine Dissertation zu einem geschichtstheoretischen Thema Gelegenheit, mich von der Theologie Pannenburgs herausfordern zu lassen.

Insbesondere seine frühen Aufsätze, unter denen seine programmatischen Schriften zum Thema „Offenbarung als Geschichte“ noch einmal hervorstechen, lassen den Subtext seiner Theologie deutlich hervortreten. Den frühen Pannenberg trieb die Einsicht um, dass mit der Wendung von der liberalen zur dialektischen Theologie ein Thema ins Hintertreffen geraten war, das für die christliche Theologie schlechthin konstitutiv ist: die Einsicht nämlich, dass der Grund des christlichen Glaubens, schärfer noch: die Wahrheit des christlichen Glaubens geschichtlich gegeben ist. Diese Wahrheit aber ist, so lautet einer der stärksten Thesen Pannenburgs, in der Geschichte Jesu gegeben, der die ihr ursprünglich eigene Bedeutung zukommt, Gottes Selbstoffenbarung zu sein. Diese Einsicht hat Pannenberg in seinen „Grundzügen der Christologie“ (1961), mit denen er den wohl wichtigsten christologischen Neuanfang der letzten 50 Jahre vorlegte, entschieden weiterverfolgt und dabei dem Programmwort von der „Christologie von unten“ allererst seine offenbarungstheologische Basis verschaffen können. War Pannenberg auch ganz mit Barth einverstanden, dass der Offenbarungsbegriff die zentrale Kategorie christlicher Theologie ist, so übernahm er gleichwohl nicht die bei Barth an dieser Stelle wirksam werdende worttheologische Engführung. Sie vermied Pannenberg, indem er den Begriff der Offenbarung einerseits mit dem der Geschichte verfuhrte („Offenbarung als Geschichte“, 1961) und ihn andererseits vernunfttheologisch unterfing („Metaphysik und Gottesgedanke“, 1988). Durch die an dieser Stelle spürbar werdende Nähe zu Hegel geriet Pannenberg in den Verdacht, ein Hegelianer zu sein. Das war er jedoch, trotz gewisser Affinitäten, keineswegs (oder doch zumindest nicht unbesehen), da er die durch den Historismus und die Hermeneutik heraufgeführte wissenschaftstheoretische Wende, die sich in der Moderne vollzogen hatte, akzeptierte und die Theologie deshalb im Paradigma der Geisteswissenschaften zu konzipieren suchte („Wissenschaftstheorie und Theologie“, 1973). Hier sind denn wohl auch die letztlich modernitätskritischen Reserven aufzusuchen, die Pannenberg gegenüber transzendental- respektive subjektphilosophischen Theoriebildungen glaubte hegen zu müssen. Ihm, Pannenberg, geht es um die Erhellung der Konstitution von Subjektivitäts- und Freiheitsvollzügen, die ihrerseits im Zusammenhang von geschichtlich

und, vor allem, religiös vermittelten Sinnerfahrungen aufzuklären wären. Diese programmatische Grundausrichtung führt, durchaus folgerichtig, dazu, besagte Konstitutionsproblematik nicht nur auf dem Felde der Geschichtshermeneutik zu reflektieren, sondern auch (und vor allem) in der Anthropologie („Anthropologie in theologischer Perspektive“, 1983).

Wie kaum in einem anderen Werk dürfte in der Theologischen Anthropologie zugleich der theologiepolitische Anspruch Pannenberg's zu Tage treten – und wohl kaum irgendwo ebenso deutlich deren Ambivalenzen. Hier führt er ja nicht nur die These durch, dass die Religion für das Menschsein eine konstitutive und unveräußerliche Bedeutung hat. Sondern Pannenberg sucht im Modus der interdisziplinären Vermittlung den Nachweis zu führen, dass die Verdrängung der Religion und ihrer Funktion für die Sinnfindung von Individuen wie Gesellschaften verheerende Folgen zeitigt. Probleme dieser Art, die er als Folge neuzeitlicher Säkularisierungsprozesse beschreibt, führten schließlich zu der intrikaten These, dass nur eine „Rückbesinnung“ auf religiöse Quellen die säkularisierungsbedingte Sinnleere der öffentlichen Kultur und der gesellschaftlichen Institutionen aufhalten könne. Allerdings spitzt er seine Auffassung in der Überzeugung zu, eine solche „Reaktivierung“ der christlichen Grundlagen der Gesellschaft dürfe nicht dem „individuellen Belieben“ überlassen werden. Der schroffe autoritäre Gestus erstaunt hier schon, zumal Pannenberg seine Leser im Unklaren darüber lässt, wie ein solches Programm denn politisch wirksam umgesetzt werden sollte und wie dies im Rahmen eines demokratischen Gemeinwesens, das die Signatur einer liberalen Rechtskultur trägt, überhaupt gelingen möge. Carl Schmitt auf protestantisch, sozusagen! Was politisch in der prekären Schwebelage bleibt, erfährt theologisch wie philosophisch eine dezidierte Antwort! Denn der politisch-theologische Anspruch jedenfalls ist deutlich und weist seinerseits zurück auf den Grundansatz der Theologie Pannenberg's, der im Gegenzug zu den Autonomiewelten der Moderne die „Erneuerung einer theonomen Kultur“ einfordert.

Auch wer sich an der radikalen, gelegentlich auch übers Ziel hinausschießenden Modernitätskritik stößt, geht fehl, wer Pannenberg einen Antimodernisten nennen würde. Pannenberg gehörte, 1928 geboren, der Flakhelfer-Generation an und teilte dieses Schicksal mit einer ganzen Reihe von Theologen, die die Theologiegeschichte des 20. Jh. nachhaltig geprägt haben: der 1926 geborene Jürgen Moltmann sowie die ebenfalls 1928 geborenen Hans Küng und Johann Baptist Metz gehören zu dieser Generation, aber auch der 1927 geborene Joseph Ratzinger sowie schließlich Dorothee Sölle und Herbert Vorgrimler, die 1929 geboren wurden. Es lohnt die zeitgeschichtliche Tiefenbohrung, um die Haltungen dieser Theologengeneration freizulegen, die sie der Moderne gegenüber einnimmt. Alle der hier Genannten gehörten zu ihrer Zeit sozusagen zur Avantgarde der besonders modernitätsaffinen Theologen. Das gilt zunächst auch für Wolfhart Pannenberg, der, wie ja auch Metz und Moltmann, im semantischen Feld von „Zukunft“ und „Hoffnung“ Theologie trieb („Theologie und Reich Gottes“, 1971). Aber, hierin durchaus vergleichbar mit Joseph Ratzinger, gewann bei Pannenberg schließlich eine Fundamentalkritik an modernitätsspezifischen Entfremdungsprozessen die Oberhand, die dem Projekt, den normativen Gehalt der Moderne, theologisch zu verteidigen, mehr als nur skeptisch gegenübertrat. Aber anders, als dies bei anderen Skeptikern der Moderne seiner Generation der Fall ist, war Pannenberg ein wirklich intimer Kenner der Neuzeitphilosophie und hat, aus profundem Wissen schöpfend, im beharrlichen Durchgang durch sie seine Kritik an ihr betrieben. Zwar darf man mit Fug und Recht fragen, ob seine Analysen zu Kant und Fichte, aber auch, zum Beispiel, zu Kierkegaard, das letzte Wort darstellen, oder ob Pannenberg den Begriff der Autonomie, mit der sich der freie Mensch als ein moralisches Wesen erfasst, Genüge tut. Aber Pannenberg war kein Antimoderner, auch wenn er dem „uneingelösten Versprechen“ (Jürgen Habermas), das Subjektivität und Freiheit einst mit sich führten, zutiefst misstraute. Denn seine radikale Vernunftkritik trug er, am Konzept einer theonomen Vernunft in der Haltung eines Ungleichzeitigen interessiert, mit der Stärke historisch gesättigter Argumentationen vor. Es hat wohl, dies nebenbei, mit der Vernunftförmigkeit seiner Theologie (und weniger mit seinem ökumenischen Engagement) zu tun, dass er katholi-

scherseits so breit rezipiert wurde wie kaum ein anderer protestantischer Theologe seiner Generation. Aber auch dies gilt: Wer Pannenberg ernsthaft gelesen hat und sich noch im entschiedenen Widerspruch zu ihm vom Niveau seines Problembewusstseins herausfordern lässt, verliert schnell die Lust, seichte Elaborate postmoderner Denker, die so modisch daherkommen, bei näherem Zusehen aber doch nur das Gehirn durch den blauen Dunst ihrer Rhetorik vernebeln, überhaupt noch zu lesen. Einer solchen Leserin, einem solchen Leser Pannberg-scher Schriften kann es obendrein passieren, dass sie bzw. ihn das schale Gefühl beschleicht, so manches Thema werde in der Gegenwartstheologie unterkomplex traktiert! Die Hellsichtigkeit, aber auch der methodische Scharfsinn, mit der Pannenberg beispielsweise die systematisch-theologischen Überhangprobleme der historischen Begründungsprobleme in der Christologie bedenkt, wird, auch wenn seine universalhermeneutische Rahmentheorie nicht haltbar sein dürfte, in den derzeitigen Debatten um die sog. „Third Quest“, wenn überhaupt, nur selten erreicht. Und schließlich und im Blick auf gegenwärtige Diskurskonstellationen innerhalb der katholischen Theologie gesprochen: Bei Pannenberg wäre, was meist verdeckt bleibt, zu lernen, dass die romantisch verklärende Flucht zu vermeintlich christlicheren Theologien oder Philosophien der Vorzeit, zu der so manche Spielarten katholischer Theologie glauben, Zuflucht nehmen zu können, am Ende auf einem Holzweg sich befindet. Bereits in seiner frühen Schrift zur Geschichte des Analogiebegriffs in der Gotteslehre, in der er die scottische Univozitätsthese verteidigt, hatte Pannenberg den epistemologischen Hiatus zwischen mittelalterlichen und neuzeitlichen Denkformen („Analogie und Offenbarung“, 1955) theologisch akzeptiert.

Die Größe eines Philosophen oder eines Theologen bemisst sich nicht nach dem Maß, mit dem er Zustimmung erfährt. Seine Größe bemisst sich daran, dass man mit ihm das eigene Denken lernt und einen Begriff davon gewinnt, was es heißt, kohärent und systematisch zu argumentieren. Seine Größe bemisst sich daran, dass man aus dem imponierenden Fundus seiner Gelehrsamkeit schöpfen und so am Material- und Gedankenreichtum seiner Studien teilhaben darf. Seine Größe bemisst sich daran, dass man nicht aufhört, in seinen Büchern zu lesen und seine Werke zu studieren, um so, an ihnen sich abarbeitend, dem eigenen Denken und Argumenten aufzuhelfen. Ein solcher Theologe ist Wolfhart Pannenberg gewesen: ein ganz Großer unserer Zunft!